

Raumkonzepte als Manifestation von Pluralismusverständnissen

In jedem sakralen Raum ist ein religiöses Konzept realisiert. In Räumen, die von verschiedenen Religionsgemeinschaften genutzt werden, manifestiert sich ein Konzept von religiöser Pluralität. Das Modell eines interreligiösen Hauses mit Räumen für die einzelnen Gemeinschaften folgt einer anderen Theo-Logik als das von multireligiös genutzten Räumen und das der interreligiösen Gastfreundschaft.

Im Juli 1997 fand die erste Interreligiöse Sommeruniversität an der Evangelischen Akademie Loccum statt. Unter dem Titel „Ohne Angst verschieden sein“ kam es zu einer Begegnung zwischen Juden, Christen und Muslimen. In Vorträgen, Workshops, Diskussionsrunden und Abendgesprächen sollte Unterscheidendes und Gemeinsames herausgearbeitet werden. In morgendlichen Gruppenarbeiten wurden Texte aus den Heiligen Schriften ausgelegt. Bei Exkursionen zu jüdischen und islamischen Religionsgemeinschaften in der Umgebung konnten die Tagungsteilnehmer das dortige Gemeindeleben kennenlernen. Die Erfahrungen dieser ersten Sommeruniversität wurden ausgewertet und in die Planungen der weiteren Veranstaltungen dieser Art (1999, 2001, 2003, 2005, 2007) einbezogen. Als besonders schwierig erwies es sich dabei, über die intellektuelle Dimension hinaus auch die spirituelle einzubeziehen. Bei der 3. Sommeruniversität fanden an den Feiertagen der drei Religionen – Freitag, Samstag und Sonntag – Gottesdienste in der Tradition der jeweiligen Religion statt, zu denen alle Teilnehmenden eingeladen waren.

Zu diesem Zweck, aber auch als Rückzugsraum, in dem sie ‚unter sich‘ sein konnte, bekam jede der drei Religionsgemeinschaften einen eigenen Raum zugewiesen. Sie konnte über diesen Raum frei verfügen, ihn für sich beanspruchen und zeitweise nach außen abschließen. Sie sollte ihn aber auch – so die Erwartung der Veranstalter – zumindest für die gottesdienstlichen Feiern öffnen. Die Angehörigen der anderen Gemeinschaften genossen dann Gaststatus darin. Die Nutzung des Raums war also durch die asymmetrische Beziehung von Eigenem und Fremdem, von Besitz und gewährter Gastfreundschaft bestimmt.

„Besitz“ war dabei nicht gleichbedeutend mit „Eigentum“. Eigentümerin der Räume war die Akademie als Institution der Evangelischen Kirche. Die Religionsgruppe, die den Raum zeitweise nutzen konnte, genoss selbst Gaststatus. Sie hatte nicht das Hausrecht, musste den Raum wieder leer übergeben und war an die im Haus geltenden Regeln und Erwartungen gebunden.

Dieses Modell einer additiven Zusammenfassung klar voneinander geschiedener religiöser Gruppen unter *einem* Dach findet sich überall dort, wo eine Trägerinstitution, die sich für die interreligiöse Verständigung einsetzt, ein „Haus mit vielen Wohnungen“ für diesen Zweck zur Verfügung stellt, sei es temporär wie in Loccum oder dauerhaft wie beim Projekt „Haus der Religionen“ in Bern.

1. Das Modell „Haus der Religionen“

Die Teilnahme an solchen Projekten verlangt den beteiligten Religionsgemeinschaften ein bestimmtes Verständnis von Religion und religiösem Pluralismus ab, das seinerseits Produkt der abendländischen Geistesgeschichte ist und zum tradierten Selbstverständnis besonders der ‚abrahamischen‘ Religionen in Spannung stehen kann. Diesem Verständnis zufolge wird die je eigene Form der Gottesverehrung einem Allgemeinbegriff „Religion“ untergeordnet und

damit auf die prinzipiell gleiche Ebene mit anderen Formen der Gottesverehrung gestellt. Sie sind allesamt Spezies *einer* Gattung, eine Form von Religion. Aus der *absoluten* Einzigartigkeit ist damit eine *relative* geworden. Mit der Übernahme des allgemeinen Religionsbegriffs und der damit vollzogenen Unterstellung des eigenen Glaubens unter dieses begriffliche Dach hat eine Religionsgemeinschaft eine Selbstrelativierung ihrer Geltungsgrundlagen vollzogen – zumindest kann sie es so empfinden.

Eine solche Selbstzurücknahme stellt eine wichtige Bedingung für die friedliche Koexistenz mit anderen Religionsgemeinschaften dar, erfordert aber auch eine erhebliche Anpassungsleistung an das Konzept eines prinzipiellen Religionspluralismus von den Repräsentanten der Religionen.

Jede Religion hat eine spezifische Bezeichnung für ihren unverwechselbaren Wesenskern: *dharma* (die göttliche Weltordnung) in den Hindu-Traditionen, *dhamma* (das Wissen um die Weltordnung und die Technik der Erlösung davon) im Buddhismus, *dāt* (religiöses Gesetz) im gegenwärtigen Judentum, *īmām* und *islam* (Hingabe, Ergebenheit, Unterwerfung unter Gott), *dīn* (das Gott Geschuldete, die göttliche Bestimmung) im Islam, „Glaube“ im Christentum. Begriffe, die mit „Gesetz“ oder „Weg“ zu übersetzen sind, finden sich in zahlreichen Religionen als Ausdruck des eigenen Selbstverständnisses. Ein darüber sich erhebender Oberbegriff „Religion“ bildet demgegenüber einen gemeinsamen Nenner, der den letztgültigen Bezugspunkt der eigenen Tradition mit dem anderer Traditionen gleichnamig macht und als dessen Relativierung aufgefasst werden kann. Daher lehnen die meisten Religionsgemeinschaften den Begriff „Religion“ als Fremdbezeichnung (westlicher Provenienz) ab.

Hinter dem Konzept einer Zusammenfassung unterschiedlicher religiöser Räume unter einem Dach steht also das Konzept eines *egalitären Religionspluralismus*, der die Glaubensgemeinschaften als gleichberechtigte Mitglieder einer Familie in einem gemeinsamen Haus wohnen lässt. Dort müssen sie sich arrangieren und das heißt auch: in der Kunst der freiwilligen Selbstzurücknahme üben. Darin liegt nicht nur eine ethische, sondern auch eine religiöse Anforderung. Sie müssen den Geltungsanspruch ihrer religiösen Tradition reduzieren. Dass es darüber zu Konflikten innerhalb der Religionsgemeinschaften kommt, ist zu erwarten. Schon die Frage, ob man sich an einem solchen Gemeinschaftsprojekt wie dem „Haus der Religionen“ in Bern beteiligt, führt zu heftigen internen Diskussionen. Die Beteiligung an einem solchen Projekt geschieht dann auch zumeist nicht aus überzeugter Unterstützung der leitenden Grundidee, sondern aus pragmatischen Gründen. Es ist immer noch besser, eine Moschee zu haben, die neben einem Tempel mit anstößigem, weil anscheinend polytheistischem Kult angesiedelt ist, als keine Moschee zu haben. Die beteiligten Religionsgemeinschaften lernen bei solchen schwierigen Koexistenzerfahrungen, was „Toleranz“ im ursprünglichen Wortsinn heißt: Leiden am anderen.

Es braucht für die Verwirklichung derartiger Projekte einen Träger, der relativ neutral und von den Gemeinschaften anerkannt ist, der aus religionsdialogischem Idealismus handelt, über politischen Rückhalt und auch über die erforderlichen finanziellen Mittel verfügt. Er muss dann auch die Funktion des Schiedsrichters wahrnehmen, der die divergierenden Interessen vermittelt und Konflikte reguliert. Im Grund spiegelt sich darin das Modell des säkularen liberalen Rechtsstaats ab, der den Religionsgemeinschaften Raum gibt, sie aber auch im Zaum hält.

Nach diesem Modell sind zwei Ebenen zu unterscheiden: Die Ebene der religiösen Praxis, die in den einzelnen Räumen in der Verantwortung der Religionsgemeinschaften gepflegt wird,

und die Ebene der ‚säkularen‘, d.h. religionsneutralen Organisation des Gemeinschaftsprojekts, die in der Verantwortung des Trägers liegt und zu der sich die leitenden Vertreter der Gemeinschaften zusammenfinden müssen. Die Räume sind religionsspezifisch bestimmt, das Haus ist religionsneutral. Die Ebene der religiösen Praxis korreliert der *Vielfalt* der Religionen, die organisatorische Ebene der (formal bestimmten) *Einheit*.

2. Das Modell „Religionen in einem Raum“

Bei den multireligiös genutzten Besinnungs- oder Andachtsräumen, wie sie sich auf Flughäfen, in Spitälern, auf Bahnhöfen oder auch in Einkaufszentren finden, ist der Raum dagegen selbst religiös neutral. Seine religiöse Bestimmtheit bekommt er erst durch die religiösen Vollzüge, die darin statt finden und für die er kurzzeitig nach Bedarf mit mobilen Symbolen ausgestattet wird. Auch hier gibt es einen Träger, der den Raum als Serviceleistung für die geistlichen Bedürfnisse des sich dort aufhaltenden Klientels zur Verfügung stellt. Dabei ist zu unterscheiden zwischen dem Eigentümer der Einrichtung, der den Raum für diese Nutzung vorgesehen hat, und den Institutionen, die darin ihre Angebote machen. Es geht dem Eigentümer nicht darum, einer Religionsgemeinschaft einen Ort für die Pflege ihres sozialen, kulturellen und rituellen Lebens zu überlassen. Sein Interesse besteht in der Qualitätsteigerung der Einrichtung durch Bereitstellung eines Ruheraums für die ‚Laufkundschaft‘ und durch das Angebot der spirituellen Bedürfnisbefriedigung. Die religiösen Repräsentanten und Institutionen, die dieses Angebot bereitstellen, erbringen damit eine Dienstleistung für die Angehörigen ihrer Religion, die aber nicht auf diesen Kreis beschränkt ist.

Die Besucher kommen in aller Regel nicht des Andachtsraumes oder der darin stattfindenden religiösen Veranstaltungen wegen in die Einrichtung, sondern um zu verreisen, sich einer medizinischen Behandlung zu unterziehen oder einzukaufen. Sie nutzen Wartezeiten oder unterbrechen den Handlungsablauf, zu dessen Durchführung sie gekommen sind, um den Raum zu besuchen, dort an einer Andacht teilzunehmen oder einen Moment der Ruhe zu genießen. Die Fluktuation der Besucher ist hoch. Es gibt kaum Stammkunden.

Die Besucher, aber auch die Vertreter der Religionsgemeinschaften, die ihn nutzen, entwickeln eine nur schwache Identifikation mit diesem Raum. Die Nutzung für Veranstaltungen erfolgt nach einem bestimmten Zeitplan. Dabei kommt es kaum zu Begegnungen zwischen den dort tätigen Geistlichen, die ihre geistliche Heimat in ihrer Kirchengemeinde, im islamischen Kulturverein oder in der jüdischen Kultusgemeinde haben. Sie werden den Andachtsraum zuweilen auch gar nicht als Sakralraum anerkennen, weil ihm charakteristische Merkmale fehlen, etwa die Ausrichtung nach Mekka oder weil er nicht geweiht ist oder weil dort nicht die Regeln eingehalten werden, die der eigenen Tradition gemäß für einen Sakralraum zu gelten haben, etwa das Ausziehen der Schuhe.

Während sich im Konzept der interreligiösen Häuser mit je eigenen Räumen für die unterschiedlichen Religionsgemeinschaften das Modell des egalitären Religionspluralismus im Rahmen einer säkularen Rechtsordnung abspiegelt, folgen die interreligiösen Andachtsräume dem Modell eines Säkularpluralismus. Sie sind gekennzeichnet durch religiöse Unbestimmtheit, die nur funktional und temporär in Bestimmtheit überführt wird. Offenheit als Beziehungsmuster wird hier nicht in Form offener Türen zwischen charakteristisch verschiedenen Räumen praktiziert, sondern als Reduzierung der symbolischen und damit semantischen Bedeutung des Raumes. Er ist weitgehend tabula rasa, höchstens mit wenig spezifischen, deutungsoffenen, allgemeinreligiösen Symbolen bestückt – ein Gefäß, das mit unterschiedlichem

Inhalt gefüllt werden kann. Das entspricht einer individualisierten Religionspraxis, die das religiös Andere problemlos neben sich haben kann.

Während die Gottesverehrung in den Häusern der Religion der je eigenen, gemeinschaftlich gepflegten Religionspraxis verpflichtet ist, kann man die interreligiösen Andachtsräume als Verwirklichungsgestalten eines theologischen Pluralismuskonzeptes sehen, das über die Traditionen hinausweist und darin unterschiedliche Wege zu dem einen göttlichen Transzendenzgrund erblickt. Der Unbestimmtheit oder pluralen Bestimmtheit dieser Räume entspricht – idealtypisch betrachtet – eine Gottesvorstellung, die Gott als das namenlose Eine versteht, als das überreligiöse Prinzip aller Wirklichkeit, das viele Namen und Gesichter hat. Dieses Konzept findet sich in der sog. „Pluralistischen Religionstheologie“.

Zu Beginn der 1980er Jahre sah sich der englische Religionsphilosoph John Hick unter dem Eindruck der Multireligiosität Birminghams vor die Herausforderung gestellt, die Beziehung zwischen den Religionen auf eine neue theologische Grundlage zu stellen. In der Geschichte der christlichen Kirchen waren bis dahin vor allem zwei Ansätze vertreten worden:

- Der religionstheologische *Exklusivismus*, der die göttliche Wahrheit allein für die eigene Religion reservierte. Auf katholischer Seite stand er unter dem Motto: „Es gibt kein Heil außerhalb der Kirche“. Auf evangelischer Seite wurde demgegenüber stärker das „solus Christus“ betont, die exklusive Bindung der Gnade Gottes an Christus und den Christenglauben. Dafür berief man sich auf Joh 14,6, wo Christus spricht: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater denn durch mich“.
- Daneben wurde in der Geschichte des Christentums aber auch ein religionstheologischer *Inklusivismus* vertreten, der davon ausging, dass Gott sich allen Menschen bezeugt hat, in Christus aber in einer unüberbietbaren und einzigartigen Selbstmitteilung Mensch geworden ist. Deshalb erfüllt sich die Heilssehnsucht auch für die Anhänger anderer Religionen diesem Modell zufolge im christlichen Glauben. Bis sie zu Christus kommen, können sie als „anonyme Christen“ (Karl Rahner) wertgeschätzt werden.

Diesen beiden Ansätzen setzt John Hick die folgende These entgegen: Wie das Christentum, so stellen auch die anderen großen, traditionsreichen Religionen der Welt authentische und heilshafte Resonanzen auf die Wirklichkeit Gottes dar. Sie sind als kontextuell verschiedene Inkulturationsformen des einen, von Gott ausgehenden Erlösungsimpulses zu deuten. Die heilshafte Wirklichkeit des Göttlichen verwirklicht sich in ihnen im Kontext der jeweils geschichtlich gewachsenen kulturellen und religiösen Formen. In den zentralen Anliegen dieser Religionen gibt es eine strukturelle Analogie („Familienähnlichkeiten“): Sie leiten an zur Durchbrechung der individuellen und kollektiven Selbstbezüglichkeit (Egozentrik) des Menschen und öffnen ihn für die göttliche Wirklichkeit in und hinter der empirischen Wirklichkeit. Alle diese Religionen weisen über sich hinaus auf die ihnen letztlich uneinholbar vorausliegende göttliche Wirklichkeit als Grund allen Seins.

Diese Konzeption kann man in den interreligiösen Andachtsräumen manifestiert sehen, auch wenn die faktischen Vorstellungen ihrer Betreiber und Nutzer damit nicht überein stimmen. Der relativ unbestimmte Raum repräsentiert die Transzendenz des göttlichen Grundes, der sich in den religiösen Traditionen in verschiedener Weise symbolisiert, so wie der Raum dann bei den Angeboten für unterschiedliche Religionsgruppen sein symbolisches Gesicht verändert. Er bringt damit die Überordnung der Einheit Gottes über die Vielfalt der Religionen zum Ausdruck. Doch vermag er damit aber auch nur eine begrenzte Bindekraft zu entwickeln. Er

bietet keine spirituelle Heimat, sondern ist ein Rastplatz in der Fremde. Universalreligiosität ist eben nicht weit entfernt von religiöser Unverbindlichkeit.

3. Das Modell „Gast im eigenen Haus“

Anders ist dies bei Räumen, die einer Religionsgemeinschaft gehören, aber religiösen Gruppen anderer Traditionen zur Verfügung gestellt oder für interreligiöse Begegnungen und Feiern genutzt werden. Hier ist die Identität des Raumes in der Regel symbolisch klar markiert; so klar, dass dies zuweilen Anstoß erregt, etwa dann, wenn Muslime darum bitten, das Kreuz in einer christlichen Kirche zu verhängen. Es ist klar, wer die symbolische Hoheit über den Raum ausübt, wer hier zu Hause ist und wer bloßen Gaststatus genießt, wer den Raum eingerichtet hat und wer sich darin zeitweise einrichten darf. Das Beziehungsmuster, das sich hier realisiert, ist nicht das der Koexistenz wie im ersten Modell und nicht das der Kollektivität wie im zweiten, sondern das der Toleranz: Die religiöse Mehrheit gewährt einer Minderheit einen Freiraum auf ihrem eigenen Hoheitsgebiet. Sie gewährt damit auch Schutz und Gastfreundschaft, kann aber andererseits Bedingungen stellen und Regeln vorgeben.

Toleranz hat eine Bedeutungsspanne, die vom Ertragen dessen, was ich nicht akzeptieren kann, über die Respektierung bis hin zur Anerkennung reicht. Anerkennung ist dabei nicht gleichbedeutend mit der Integration des Anderen – seiner Glaubens- und Lebensformen – in das Eigene. Es kommt bestenfalls zu einer Symbiose, nicht aber zu einer Synthese.

Interreligiöse Beziehungsmuster, bei denen religiöse Minderheiten einen Raum im ‚Haus‘ der Mehrheitsgesellschaft zugewiesen bekommen, haben eine lange Geschichte. So gab es in muslimischen Herrschaftsgebieten die Einrichtung der sog. Schutzbefohlenen (Dhimmi). Juden, Christen und Sabäer, später auch Zoroastrier und Hindus konnten ab dem 8. Jh. einen Vertrag mit den Herrschern schließen, der sie unter ihren Schutz stellte und ihnen unter Auflagen die nicht-öffentliche Religionsausübung erlaubte. Sie hatten umgekehrt Loyalität zu geloben und ein Schutzgeld zu zahlen. Aus heutiger Sicht stellt dieser Status eine Diskriminierung und eine Einschränkung der Religionsfreiheit dar. In seinem historischen Kontext betrachtet kann man darin jedoch eine Zivilisierung und Humanisierung des Umgangs mit dem religiös Anderen sehen.

Dieser repressive Toleranzbegriff stellt heute für die Mehrheit der Christen keine Option für die Bestimmung und Gestaltung interreligiöser Beziehungen dar. Toleranz wird demgegenüber verstanden als Anerkennung des Anderen in seiner Andersheit. Darin liegt auch die Basis für die Anteilgabe an den eigenen Räumen. Dem religiös Anderen Raum einzuräumen ist Ausdruck einer dialogischen Grundhaltung. Diese Haltung geht von einer Gleichberechtigung der Beziehungspartner aus. Eine solche Parität ist jedoch nicht wirklich gegeben, wo der eine Partner die Verfügungsgewalt über den Schlüssel zu einem Raum innehat und dem anderen Partner Zugang gewährt. Es bleibt bei der Asymmetrie von Hausherr und Gast. Die Gewährung von Gleichberechtigung liegt in der Hand des Hausherrn.

Je weniger dieses faktische Machtgefälle geleugnet und in wohlmeinender Dialogbereitschaft überspielt wird, je mehr es ernst genommen und bei der Beziehungsgestaltung bewusst in Rechnung gestellt wird, umso offener wird der Umgang miteinander sein können.

Man kann auch diese Raumkonzeption und das damit verbundene Beziehungsmuster mit einem Modell des religiösen Pluralismus in Verbindung bringen. Dafür legt sich die Bezeichnung „positioneller Pluralismus“ nahe. Aus der Wahrheitsgewissheit des eigenen Glaubens heraus wird anerkannt, dass der Gott, der in der eigenen Tradition verehrt wird, sich auch den

Angehörigen anderer Religionen nicht unbezeugt gelassen hat. Diese biblisch begründete Überzeugung kann dazu führen, die Andersheit der anderen Tradition zu würdigen und die andere Religion in ihrem Unterwegssein auf einem von Gott gebahnten Weg zu würdigen. Die Bestimmtheit der eigenen wie der fremden Tradition wird dabei nicht durch eine universalreligiöse Neutralität unterboten.

Zusammenfassend lässt sich also sagen: Jedes der Konzepte für die Gestaltung und Nutzung von Räumen durch mehrere Religionsgemeinschaften lässt sich mit verschiedenen Theorien des religiösen Pluralismus korrelieren. Die Theorien unterscheiden sich durch die Beziehung, die sie zwischen Vielfalt und Einheit herstellen.

- Im Falle des Haus-der-Religionen-Konzepts ist es das Modell der Religionsvielfalt unter dem Dach des religiös neutralen Staates, der die formalen Regeln für das Zusammenleben vorgibt und überwacht. Die religiösen Wahrheitsansprüche bleiben nebeneinander stehen, werden in ihrem Einfluss auf die Gesellschaft beschränkt und zur friedlichen Koexistenz verpflichtet. Religiöse Spezifität gibt es nur auf der Ebene der Vielfalt (der Religionsgemeinschaften), das Einheitsprinzip ist demgegenüber religionsneutral.
- Die multireligiösen Andachtsräume hingegen übertragen diese Religionsneutralität auch auf den Religionsraum selbst. Hier dominiert das Einheitsprinzip über die Vielheit, die weit zurückgenommen werden muss. Es ist ein Pluralismus des kleinsten gemeinsamen Nenners, bei dem die symbolische Darstellung der Religionen auf ein Mindestmaß reduziert wird.
- Die Gewährung von interreligiöser Gastfreundschaft in den Räumen einer Religionsgemeinschaft kann man demgegenüber als positionellen Pluralismus verstehen. Hier gibt es kein religionsneutrales Dach. Die religiöse Institution, die über den Raum verfügt, gewährt das Nutzungsrecht.

Die drei Modelle müssen und dürfen nicht gegeneinander ausgespielt werden. Jedes kann in seinem jeweiligen Kontext zur interreligiösen Verständigung beitragen. Jedes kann aber auch Konflikte erzeugen.

So war es auch in Loccum, wobei die Konflikte eher innerhalb der Religionsgemeinschaften als zwischen ihnen aufbrachen – an der Frage etwa, wie sie ‚ihre‘ Räume nutzen und gestalten wollten und wie ihre Religion nach außen darzustellen sei. Bei der vorläufig letzten Veranstaltung dieser Art kehrten die Veranstalter zum Konzept einer Tagung mit vorwiegend intellektueller Auseinandersetzung zurück.

Reinhold Bernhardt